

Rubly's Posaune.

Nach dem Italienischen des Antonio Ghislanzoni.

Er war ein junger Musiker, ein Posaunenbläser, geboren — wenn ich nicht irre — an der dalmatischen Küste.

Paolo Rubly war von der Natur mit einer jener charakteristischen Physiognomien ausgestattet, die man nicht mehr vergißt, wenn man sie einmal gesehen hat.

Ich erinnere mich, daß ich einmal zusammen mit ihm von Venedig abreiste, es war im Sommer 1857. Er ging nach Padua zur Saison des „Santo“; ich mußte weiter nach Mailand.

Kaum ich ihn in den Wartesaal tretend, so waren meine Blicke und mein Herz durch ihn und das junge Weib, das sich auf seinen Arm hängte, gefesselt.

Die Weibsbild der Reizenden hatte wohl denselben Eindruck. Fast jedes Antlitz zeigte den Ausdruck lebhaftester Teilnahme.

„Wer sind Sie?“ fragte ich einen Herrn aus Venedig, der sie begleitet hatte.

Er ist Rubly, ein Musiker von der Fenice, ein trefflicher Posaunenbläser, und die Kernteil einer Seite ist seine Frau, die erst seit drei Monaten mit ihm verheiratet ist und vielleicht nicht länger leben wird.“

„Wann sind Sie da, mein Herr?“

„Betrachten Sie sie nur genau und Sie werden finden, daß ich recht habe. Sie ist offenbar schwindsüchtig und im höchsten Grade.“

„Während wir so sprachen, hatte sich der junge Mann mit seiner blauen Begleiterin in einer Ecke des Saales niedergelassen.“

Sie hatten die Hände in einander verschlungen in unschuldiger Vertraulichkeit, wie zwei Kinder, sie sprachen zu einander mit den Blicken, mit lächelnden Mienen, so ausdrucksvoll wie es mit den Worten richtig möglich ist. Aber das Weibchen war nicht lang, und wenn es aufhörte, blieb ein schmerzlicher Zug zurück.

Es wurde zum Einsteigen gelaute; alles drängte nach der Thüre. Ich sah gleich den übrigen und suchte einen Platz, jene beiden inympathischen Menschen hinter mir zurücklassend.

Unschämmer Weise stieg ich in ein Koupée für Nichtraucher, und schon war ich im Begriff wieder auszustiegen, als die beiden jungen Leute sich näherten und Miene machten, in demselben Koupée Platz zu nehmen.

„Hier wird nicht gerechnet?“ fragte die Frau mit matter Stimme.

„Nein, Maria, und es ist mir ein Mitreisender da, du wirst es bequemer haben.“

„Statt auszusiegen,“ zog ich mich an die andere Seite zurück, um Platz zu machen. Das Paar legte sich mir gegenüber, und das junge Weib ließ ihr bleiches Antlitz auf die Schulter des Gatten niedergleiten, während er sie laut an sich zog, ihr schwarzes Haar streichelte und ihre blaue Stirn küßte.

„Das wird ihr wohl thun“, sagte er zu mir, „sie wird bald einstimmern.“

Er sprach zu mir, als ob ich ihn seit lange kannte, als ob ich mit keinem Mißgeschick veriraat wäre und, an seinem Schmerz theilnehmend, eine Berührung in seinen Worten finden könnte.

Eine Weile später — der Zug hatte den Bahnhof bereits verlassen — legte er den Zeigefinger an die Lippen und sagte zu mir mit dem Ausdruck innersten Wohlgefallens: „Sie schläft, sie wird in Padua ankommen unversehens, ohne zu leiden. Sehen Sie nur, wenn sie schläft, werden ihre Wangen so schön roth, — glauben Sie, daß ihre Krankheit gefährlich ist?“

„Ich überlegte die unerwartete Frage, mehr aber noch die bebende Angst, mit der er meine Antwort erwartete. Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich bemerkte, daß die Schlafende sanft und regelmäßig athmete.“

„Statt jeder Antwort drückte er mir die Hand und verbarzte einige Minuten lang in Stillschweigen. Dann betrachtete er die arme Kranke mit einem Blick voller Inbrunst und sprach vor sich hin: „Nein, es ist nicht möglich, ein Weib kann nicht sterben, wenn es geliebt wird wie du, meine Maria!“ und indem er sich wieder zu mir wandte, fuhr er fort: „Ich glaube, wenn mein armes Weib sterben sollte, würde sie mich unerträglich nach sich ziehen, oder ich würde die Macht, sie wieder erziehen zu lassen.“

Die Worte berührten mich wie eine traurige Weissagung. Und wenn ich heute daran denke, packt es mich fast mit abergläubischer Furcht, denn das Ende des armen Posaunenbläfers war wie er es an jenem Tage vorhergesehen hatte.

Jener Herr, welcher auf dem Bahnhof das baldige Ende der Kranken prophezeit hatte, war nicht im Irrthum gewesen.

*) Gelegenlich des Festes des heiligen Antonius, gemeinhin „Santo“ genannt, um Mitte Juni, findet in Padua alljährlich eine große Messe und gleichzeitig mit derselben die Ganslation des Operntheaters statt.

Das schwache Pflänzchen, die Seele Marias, wurde in Padua mütter und mütter und drohte zu verlöschen.

Sobald die Saison des „Santo“ zu Ende war, äußerte die Kranke den Wunsch, nach einem Dörfchen in der Nähe der Euganelischen Hügel überzusiedeln, wo sie Leben und Gesundheit zu erhalten hoffte.

Eines Morgens sah man einen schwerfälligen Wagen ganz langsam aus der Stadt fahren. In dem Wagen lag oder lag vielmehr in Krissen geküßt die bleiche Maria, mit trübem Blicken zu ihrem Manne aufblickend, der sich sorglich wie eine Mutter um sie bemühte.

Gegen Sonnenuntergang kamen sie in dem Dörfchen an. Von den grünen Hügel herab wehte der milde Hauch des Lebens, die Jugend lustigwandelte lachend und plaudernd die Dorfstraße entlang.

Als eben der Wagen langsam vorüber fuhr, ließ alles vom Gelang ab und Stille beküßte auf.

Der Wagen hielt vor einem neu erbauten schmucken Häuschen. Rubly stieg aus.

„Wir sind da, Gott sei Dank! Ach, Paolo, wie ist mir hier so wohl, hier werde ich nicht sterben.“

„Paß nur auf, was für ein hübsches Stübchen ich für dich befocht habe! Paß nur, daß ich erst die Thüre öffne — so, man hat schon geöffnet, nun komm!“

„Während er so sprach, hob er sie auf und sie umschlang ihn wie ein hilfloses Kind. So kamen sie in das Häuschen und stiegen in das obere Stockwerk hinauf.“

„Gott gebe ihr die Gesundheit wieder!“ sagte ein junges Weib, sich befreuzend. Die Kinder, welche frohlockend herbeigekommen waren, als der Wagen hielt, wurden plötzlich stumm und verlegen.

Ein alter Gefittlicher schüttelte den Kopf und murmelte: „Ich werde wohl thun, mich nicht zu entfernen.“

Rubly hatte inzwischen das Stübchen im ersten Stock betreten und das ganze Gesicht auf ein Ruhebett niedergelegt. „Hier wirst du dich wohl befinden, Maria, hier wirst du glücklich leben! Morgen werden die Vögel kommen und dich wecken, wie an jenem Tage — weißt du noch?“

„Es war gerade so, als ich ein Stübchen wie dieses, wo wir am Morgen nach unserer Hochzeit erwachten. Du machst den Laden auf, blickst in den strahlenden Morgen und riefst: Wie glücklich ist die Welt!“

Maria schlug die Augen auf, legte ihre Hand auf Paulos Stirn und streichelte sein Haar. „Es ist Zeit, daß auch du dich ausruhest“, sagte sie, „zwei Nächte hast du nicht geschlafen, Morgen früh wirst du das Fenster öffnen, wirst du das fröhliche Morgenlicht einlassen. Wenn ich dann noch schlafte, wecke mich. Du sollst leben, wie schön, wie froh ich morgen sein werde.“

Die Schwindsüchtige hat ein unheilbares Anzeichen des nahenden Todes: die Freude. Als der arme Rubly am andern Morgen erwachte, als er die Fensterladen geöffnet hatte, um das Tageslicht einzulassen, war er mit lauter Stimme „Maria, sie aber antwortete nicht. Er rief sie noch einmal, ihre Stirn küßend, aber seine Lippen fühlten in diesem Kusse die eisigen Schauer des Todes. Durch das Fenster lachte der Morgen frühlich herein, in seinem Glanze schien die Welt noch so glücklich wie damals, aber in Rubly's Seele zog Nacht und Verzweiflung ein.

In Padua und Venedig hieß es eine Zeitlang, der Posaunenbläser vom Fenice-Theater habe den Verstand verloren. Andererseits ging das Gerücht, er habe sich auf dem Grabe seiner Frau entleert. So viel war sicher, daß Rubly fast unmittelbar nach Marias Tode aus dem Dörfchen, wo der Trauerfall stattgefunden hatte, verschwunden war und daß niemand wußte, wo er sich befand.

Als der Carneval wieder herannaht, war der Impresario der Fenice eben im Begriff, an Stelle des mysteriösen Abwesenden, der sein Lebenszeichen von sich gab, einen andern Posaunenbläser zu engagieren, als plötzlich, ganz unerwartet, ein Brief von Rubly ankam, mit der Nachricht, er werde demnächst in Venedig eintreffen und bei der ersten Dörfchenprobe pünktlich an seinem Posten sein.

In der That erschien Rubly zur rechten Zeit im Theater und legte sich auf den Platz vor seinem Notenpult, ohne seinen Kollegen gegenüber eine Miene zu verziehen. Sein edles, von tiefer Trauer zergangenes Antlitz zog unheimlichst aller Blicke auf sich. Niemand wagte dieses gesamtvolle Schweigen zu unterbrechen, in welchem sich ein tiefer Schmerz und eine erhabene Hoffnung ausdrückten.

Was aber alle überraschte, was mit Staunen und Bewunderung die Mitglieder des Dörfchens erfüllte, das war der erste Ton, den Rubly aus seiner Posaune hervorbrachte — ein mächtiger, feierhaft leidenschaftlicher und doch so milder Ton.

Die Probe wurde eben Augenblick unterbrochen. Sämtliche Musiker erhoben sich wie ein Mann von ihren Sitzen, um den Künstler anzufahren.

Rubly bemerkte keinen Triumph und dankte seinen Kollegen mit einem stummen, aber freudverklärten Lächeln. Dann murmelte er, halb laut wie im Selbstgespräch: „Es reicht noch nicht, aber vier bis fünf Monate beständiger Übung werden mich allmächtig machen.“

Im damaligen Carneval wurde Rubly's Posaune in Venedig berühmt und die Besucher des Fenice-Theaters

glaubten bei jeder neuen Vorstellung einen merkwürdigen Fortschritt des Künstlers wahrzunehmen. Zarfüßende Frauen erlebten, wenn jene mächtigen Klänge das Haus erfüllten, horte Männer fühlten sich wunderbar ergriffen und gerührt.

Wenn Rubly sich auf der Straße zeigte, wies man auf ihn, wie auf eine besondere Merkwürdigkeit. Er war stets allein; seine Blicke traten unstill umher, bald auf den Himmel, bald auf die Erde gerichtet, bei fortwährend wechselndem Ausdruck. Die meisten hielten ihn für verrückt.

In jenem Jahre wurde zu Padua für die Messe des „Santo“ eine außerordentlich glanzvolle Operncompilation vorbereitet. Den Reigen sollte, von Angelo Mariani insceniert und dirigirt, „Robert der Teufel“ eröffnen.

Rubly war Mitglied des Dörfchens.

Jedermann kennt Veritams phantastische Beschöpfung im Kloster der heiligen Rosalia, jedermann weiß, welche hervorragende Rolle in dieser großartigen Scene der Posaune zufällt. Rubly wußte mit seiner Aufgabe, während er die mächtigen Klänge des großen Meisters wiedergab, war auch er groß und erhaben. Die der Probe beimohnten, fühlten bei diesen Klängen einen Schauer ihre Adern durchzittern.

Der Kapellmeister erlebte. Er konnte sich nicht entsinnen, jemals solche Macht der Töne kennen gelernt zu haben; ihm schien es als bedeuteten diese Posaunenklänge etwas Ueberirdisches, Göttliches. Und da niemand sich erbot, um ein Zeichen des Bewußt zu geben — so groß war das Staunen und die Verärglung, — da sprach, das höchste Schweigen brechend, Veritami zu Rubly gewandt: „Wenn Gott eine Posaune brauchen wird, um die Toten zu erwecken aus ihren Gräbern, dann wird er keinem besser als Ihnen dies heilige Amt übertragen können, Sie sind von der Vorsehung bestimmt, der Engel des jüngsten Gerichts zu werden.“

Aus dem Dörfchen und von der Bühne herab erscholl nach diesen Worten einstimmiger Beifall. Rubly rückte sich nicht von seinem Platze. Aber er heftete auf den Kapellmeister einen Blick voller Zweifel und Hoffnung.

Dann neigte er den Kopf und drückte das Instrument wie einen Freund an sein Herz, indem er leidend vor sich hin sprach: „Recht ist der rechte Augenblick da für uns Beide!“

Am andern Morgen sollte die zweite Probe stattfinden. Die Künstler waren verlammt, nur Rubly schloß. Dem Kapellmeister wurde ein Brief gebracht, in welchem es hieß: „Verzeihen Sie, daß ich heute meine Schuldigkeit verläume; ich bin durch zwingende Nothwendigkeit abgehalten. Sollte ich binnen 24 Stunden nicht wiederkehren, dann rechnen Sie nicht mehr auf mich.“ Natürlich trug dieser Brief Rubly's Unterschrift.

Der Leser wird errathen haben, welchen Weg der arme Posaunenbläser eingeschlagen hatte. Nein, er war kein Narr. Die von des Zweifels Wölfe angegriffene Welt liebt es, mit diesem Namen verurtheilt jede große ungewöhnliche Leidenschaft zu bezeichnen.

Eine Stunde nach Sonnenanfgang kam er in dem Dörfchen an. Zuerst belachte er das Stübchen, wo seine Maria gestorben war; dann schwebte er einlam durch die selber, bis seine menschliche Stimme mehr an sein Ohr klang. Sein Antlitz, wie seine ganze Art, hatte nichts Auffallendes. Er war ruhig und heiter. Unter dem Arme trug er seine in ein grünes Tuch gefaltete Posaune.

Bevor es Mitternacht wurde, schlug er einen kleinen Seitenweg ein, welcher zu dem unterhalb des Hügel gelegenen kleinen Friedhof führte.

Das im Mondlicht weiß schimmernde Dörfchen war stumm. Die Lebenden schliefen so ruhig wie die Toten, die Hüter waren nicht belebter als die Gräber.

Er näherte sich der niedrigen Mauer, blühte sich um und schwang sich dann hinüber. Unter den wenigen Kreuzen war eins, das zeigte ein reineres Weiß als die übrigen und war von einem Blumenbeet eingefast. Zu diesem richtete Rubly seine Schritte. Hier lag, seit Jahresfrist etwa, seine Maria begraben.

Er kniete nieder vor dem Kreuze und vorbeugten Hauptes sprach er leise und zärtlich wie ein Jüngling heimlich zu seiner Geliebten:

„Ich bin gekommen, Maria! Verzeih mir, daß ich warten ließ. Ich habe gelitten so wie du. Nun aber ist's nicht möglich, länger getrennt zu leben. Entweder du kommst zu mir, oder ich bleibe hier zurück.“

Es schlug Mitternacht. Rubly stand auf, nahm seine Posaune aus der Umhüllung, führte sie an die Lippen und Klänge von übermenscherlicher Zauberkraft erschollen über den Gräbern. Unbegreiflich war die Wirkung dieser so plötzlich das Schweigen der Nacht durchbrechenden, vom Echo der Hüter und Hügel zurückgeworfener Töne.

Angelo Mariani, der Sohn eines Arbeiters zu Ravenna in seiner Jugend Sietzschuß, war im letzten Jahrzehnt der bedeutendste und anerkannteste Kapellmeister Italiens. Er unternahm und dirigirte in musterhaftiger Weise im Herbst 1872 am Teatro comunale Bologna den „Coburgern“. Es war dies der erste von glänzendem Erfolge gekrönte Versuch, Richard Wagner den Bestandtheil der Italiener zu erschließen. Vor einigen Jahren hat er in Genua, betrauert von seinem ganzen Volke.

Anmerkung: d. Ueberl.

Anmerkung: d. Ueberl.

